

Krautstunde, zu unterst auf den Boden. Da sieht es niemand, und die Seelenhelferin kann beim Krautholen hier und da einen Griff danach tun, ob sie noch da ist.

Dieser Gedanke wurde freudig begrüßt und sofort ausgeführt. Der Schlüssel wurde vom Halse des Großwürdenträgers befreit, die falsche Büchse in das geheime Fach gestellt und die echte in die Krautstunde verpackt. Vorher aber umwickelte der Krautschneider die Büchse mit einem Wachsstück und sagte:

„Das ist, damit sie nicht so schnell verrottet und das Kraut vergiftet, denn Salz macht Rost. Später rostet sie freilich auch im Wachsstück, aber zu lang wird sie wohl nicht in dem neuen Grabe bleiben, und bis man mit dem Kraut auf den Boden kommt, hat es noch gute Weile.“

Das Ehepaar sagte nichts, denn der Weinhausler verstand kaum die Hälfte und sein Weib war in Gedanken vertieft.

In kurzer Zeit war alles beendet, das festgestampfte Kraut mit dem Schabe in die Küche gebracht, und am Wandlächlein steckte wieder harmlos der Schlüssel.

„So, jetzt fehlt nur noch das Testament“, sagte der Krautschneider, stopfte sein Pfeischen und legte sich zu dem Alten, der aufgeregt und müde zugleich war, und auch die Weinhauslerin gesellte sich zu den Männern.

Es mochte ihr vielleicht vorkommen, daß heute mit mühsigen Händen mehr zu verdienen war, als mit der Spinbel. Sie füllte Krug und Kolben wieder im Keller und schien ein weiteres gemühtes Pflaunderschändchen einleiten zu wollen.

Der Alte vom Berge war so ziemlich angeheitert, horte auch nicht mehr gut und brachte seine Gedanken nicht recht zusammen. Er sagte plötzlich in seiner schleppenden und nur für die Eingeweihten verständlichen Weise:

„Ich hab' jetzt eigentlich den Vogel aus der Hand gegeben. In das Kästchen hab' ich allein können, in die Krautstunde kann jeder.“

„Wer darum wehlt!“ warf ein wenig giftig sein Weib ein. „Mir wirst du doch so etwas nicht zutrauen, schon deswegen nicht, weil du mir allem nach alles vermachst. Und das Verfügungsrecht hast du ja darüber bis zur letzten Stunde und kannst meinetwegen, wenn du niemand trauft, auf der Krautstunde schlafen. Und wer ist noch da? Der Krautschneider. Der ist aber außer dem Haus, und wenn er je so was wollte oder fertig brächte, so käme der Verdacht gleich auf ihn und es ging ihm gleich an den Kracken, denn mit Geldsachen macht man keinen Spaß. Nur an sein Heizenwerk hab' ich und an ein schlechtes Glaubens!“

„Mit dem könnt' ihr doch auf dem Holzwege sein!“ sagte zwischen Scherz und Ernst der „Hexeler“. „Aber im übrigen hab' ihr ja recht; ich laß meine Finger davon und könnte zu allem Ueberfluß noch einen heiligen Eid tun, daß ich von allen beiden Schachtkammerlein keines anrühre, eher soll mir die Hand verdorren. Mir ist die Schnellermei mit ihren zweitausend Gulden lieber — das muß aber festgemacht werden — oder schließlich muß ich mit dem Geld allein zufrieden sein, denn die Liebe läßt sich nicht zwingen, oft sogar mit Zauber nicht einmal. Aber das sag' ich euch beiden noch einmal vor früher“ — sagte er mit erhobener Stimme hinzu — „wenn es nicht mit rechten Dingen zugeht und man mir in irgendetwas Prügel zwischen die Füße werfen will, so verwandelt sich der Schach in dürres Laub oder in irgend et was anderes, das steht in meiner Macht und ihr könnt' Wist darauf nehmen.“

Die Weinhauslerin fuhr ein wenig zusammen, sagte sich aber sofort wieder und lachte, und auch der Herr Privatier machte als aufgestandener Mann eine lächerliche Grimasse. Sie hielten nicht übermäßig viel von seinen übernatürlichen Fähigkeiten, die natürlichen waren allerdings gefährlich genug und sie hatten schon öfters gesehen und gehört, daß die Hexenmeister meistens verlogene Kerle seien. Der Gegenstand wurde also ohne Gegenbemerkung verlassen, dem Seelenhelfer aber war inzwischen wieder ein vertauselt gescheiter Gedanke

gekomen, der ihn auf einmal ganz vergnügt machte. Er konnte ja, so kalkulierte er, jeden Tag mit seinem Jagdstock — als Rentier jagte er auch zuweilen, traf aber nichts — der eine lange eiserne Spitze hatte, das Kraut durchstechen und damit erkunden, ob die Büchse noch an ihrem Plage sei.

Und zudem — dieser Einfall erschien ihm noch genialer — war er unter Umständen ebenso gewiß wie der Allermöglichscheite, der ihm die Daumen aus' Auge setzte. Er konnte gerade so gut noch eine Büchse irgendwo machen lassen und die echte ganz unberufen erheben, das zielte gewiß sonst niemanden ein. Er mußte bei dieser Erleuchtung laut auflachen und rief, wie ein Verdrückter, grinsend die knochigen Hände, so daß sein Weib dem „Hexeler“ zuraunte:

„Du wirst sehen, er schnappt mir noch über!“ Jetzt war er auf einmal „die gute Stunde selber und geradezu um den Finger zu wickeln“, wie die Weinhauslerin bei sich bemerkte. Das warme Eisen ließ sich nun gut schmieden und als der „Hexeler“ bemerkte, daß der Notar aus' All wie gerufen gerade hier sei, machte er nur noch schwache Einwendungen, als ihn der Antragsteller nebst dem Schultheißen als zweiten Zeugen, sofort herbeiholte. Inzwischen schärfte ihm seine bessere Hälfte noch einmal ein, wie er zu bestimmen habe, und daß er in Gottes Namen den „Hexeler“ mit der Wei, und ihretwegen sogar den Christian ein wenig unterkommen lassen könne. Sie dachte wohl, daß der Vogel in der Hand besser sei, als der auf dem Baume, und versicherte, daß der als Zeuge mit benutzte Krautschneider schon seinen „rechten Senf“ zur Sache geben werde. Als die Herren kamen, mußte sie als Hauptbeteiligte abtreten, und sie tat es als „untertäniges Weib“, indem sie sagte: „Du wirst es schon recht machen, Alterle, denn die Kerle alle miteinander können dir das Wasser nicht bieten!“

Er lächelte vor sich hin, denn er glaubte es jetzt, seitdem er so grundgesetzliche Einfälle hatte, aufs Wort. Der Schultheiß war ein wenig verwundert, als er das Anfinnen hörte, denn in Selteneid war man der Meinung, wer ein Testament machte, müsse demnächst sterben. Der Notar aber machte weiter keine Umstände. Er erfüllte einfach seine Geschäftspflicht. Ob die Leute lebten oder starben, und ob sie viel oder wenig, oder nach welchen Seiten sie was vererbten, war ihm ziemlich gleichgültig; er hatte ja nichts davon als seine Gebühren. Und diese konnte er bei dieser Gelegenheit ganz bequem so zu seinem anderen Tagelohn mitnehmen. Der Notar konnte übrigens den ehemaligen Seelenhelfer, sein Weib und seine Verhältnisse genau und machte gerade deswegen keine Umstände; er sehte nicht einmal eine Amtsmiene auf. Daß der Weinhausler so ziemlich angetrunken war, bemerkte er wohl, aber er befähigte ihm doch im Eingang des Testaments den Vollbesitz seiner Heilsgaben, was dem Inhaber derselben sehr schmeichelte; er war ja auch in nützlicheren Zustände nie ein besonderes Licht gewesen, was bei einem solchen Vermögen eigentlich ganz unmöglich war.

Als Haupterin wurde ohne weiteres — also für allen Verbeß, die liegenden Gründe und lebendes und totes Inventar — die Weinhauslerin eingesetzt mit der einzigen Beschränkung, die der Testator zwischen den Föhnen geltend zu haben schien, daß das alles nur gelte, wenn sie ihm bis zum Lebensende ein untertäniges Weib, eine treue Pflegerin und eine Beschüßerinn der beiden Pflegekinder sei und bleibe. Wenn etwas ungetes je gegen sie aufkommen sollte — so also, daß sie diese Pflichten irgendetwas verlexe — so gelte das alles nichts und das ganze Vermögen falle (mit Ausnahme des Pflichtteiles für die Frau und einigen Legaten) zu gleichen Teilen an die Pflegekinder, die namhaft gemacht wurden, und an das Armenhaus in Selteneid. Diese vorher mit keinem Worte berührte Einschränkung hatte eine dreifache Ursprungsquelle. Erstlich war dem Alten auf einmal ein dumpfer Verdacht gegen seine Ehehälfte aufgefliegen, dem er keinen rechten Ra-

men zu geben wußte, zum andern hatte ihm der Krautschneider so et was Aehnliches ins Ohr gewisbert, und zum dritten waren dem Erblasser hirt und scharf wie ein Hammer Schlag seine übernommenen Verpflichtungen und selbstamerweise „der heilige Erzbischof von Villanova“ eingefallen, der alles für wohlthätige Zwecke gestiftet hatte. Das hatte er auch gar nicht übel hingebracht, wie alle Anwesenden sagten; der Seelenhelferin geltehe damit kein Unrecht, da diese Bedingungen allem nach nur eine Formfrage bedeuteten. Die unbestrittene Haupterin blieb jedenfalls die Seelenhelferin, die jetzt zwischen den Gräbern auf dem Friedhofe drüben gleich einem ruhelosen und unholden Geiste umherging. Vielleicht suchte sie gleichzeitig ein geschicktes „Blätlein“ für den Erblasser, der jetzt nach ablotierter Schuldigkeit sich ohne weiteres zu seinen Vätern versammeln lassen konnte; bei feinem Alter mit der „Faulenzia“, konnte es nicht mehr lange dauern. Doch bleiben wir bei der Verhandlung. Der Passus vom Krautschneider und der Schnellermei kam ganz im Sinne des ersten auch hinein. Auch konnte er nicht verhindern — denn der Alte war auf einmal wieder dochbeimig geworden — daß auch dem Christian für alle Fälle und ebenso der Flegelochter je zweitausend Gulden vermachet wurden.

Der Alte fühlte sich wieder einmal — da sein Weib ihm nicht mehr wie ein Alp beinfalligen konnte — als Herr des Hauses und Vermögens. Heutzutage er die wohlverborgene Hauptsumme zu seiner Verfügung und vermochte auch auf einmal nicht mehr recht daran zu glauben, daß die Zungen mit solch häßlichen Klängen umgeben. Wenigstens wollte er sie daraufhin beobachten und konnte dann immer noch tun, was er wollte, und gerade so in Hinsicht auf sein Weib, dem er auf einmal in aller Bequemlichkeit und „unberufen“ von seinem Sorgenfessel que ein Weib stellte. Daß der Testator — wenn ihn nicht ein plötzlicher Tod überträufte — in jeder Hinsicht Herr der Lage blieb, bestätigte auch der Notar, welcher sagte:

„So, die Sache hat nach geteheimer Unterschrift also ihre Gültigkeit, wenn Sie nicht vor Ihrem Lebensende ein anderes Testament ausfertigen lassen oder ein Kodizil machen lassen.“

Das behagte dem Weinhausler, der wieder so ziemlich erträglich hörte. Freilich wußte er nicht, was ein Kodizil sei und mochte seiner eingebildeten Würde wegen sich nicht so viel vergeben, um nach der Bedeutung zu fragen. Er meinte, das bedeute etwa so viel, wie ein „dummer Streich“.

Die Unterschriften wurden gegeben, die Zeugen auf Geheimhaltung verpflichtet, das Dokument von dem Notar als Depot eingeschoben, die Gebühren eingestrichen und dann noch ein Abschiedstrunk genommen. Dann war die Staatsaktion zu Ende und der Notar entfernte sich mit dem Schultheiß und nur der Krautschneider blieb zurück.

Fortsetzung folgt.

Der Waschtage.

Eine Skizze aus dem Wiener Leben.

„Lieber Karl“, sagte die junge Frau eines kleinen t. l. Beamten, „morgen mußt du schon auf meine Gesellschaft verzichten und den gewohnten Spaziergang allein machen;“ denn morgen haben wir Waschtage, den ersten in unserer glücklichen Ehe. Da gibt's für eine alleinstehende Hausfrau, die sich mit einer Bedienerin behilft, alle Hände voll zu tun. Wir waschen im Hause, weil ich da zum Rechnen schauen und verhüten kann, daß die schöne neue Wäsche durch Lauge und weiß Gott was süßigende Mittel verdorben wird, und weil's auch viel billiger kommt als wenn man die Sachen fortgibt und für jedes einzelne Stücklein zahlen muß. Ich habe schon eine tüchtige Wäscherin angenommen, die Babi Schwandnerin, die in den besten Familien der Nachbarschaft im Taglohn arbeitet. Sie verlangt 1 Gulden 50 Kreuzer und die Kost; morgen früh um vier Uhr steht sie alsdann in der Waschküche und dürft bis zum Abend leicht fertig werden.“

Der liebe Karl tat, was ein vernünftiger Mann in häuslichen Angelegenheiten allemal tun soll — er nickte.

Sie war ja auch ein gar zu herziges Weibchen, mit allen Hausfrauen-tugenden geziert; ihr Lächeln, wenn man den schändlichen Wammus aus dem Spiele ließ, rein nichts als vielleicht — ein bißchen Lebenserfahrung. Und die kann man leicht jeden Tag machen, am ersten Waschtage nicht zum mindesten.

Also wurden unter der tätigen Mitwirkung der alten Bedienerin, die sich jeden Morgen und jeden Mittag einfand, die nötigen Vorbereitungen getroffen, die Wäsche gegählt, Holz und Kohlen aus dem Keller geschleppt, der Kessel mit Wasser gefüllt, Seife und Soda zu-recht gelegt, zur ersten Stärkung ein „Häferl“ Kaffee und ein „Labet“ auf den Herd gestellt, und fütten die zartjüngige Wabi noch spät am Abend den Waschtüchlein aufgeholt hatte, um die „Gnädige“ nicht so früh hören zu müssen, begab sich die junge Frau mit den schönsten Erwartungen zur Ruhe.

Daß die Wabi die Holz- und Kohlenvorräte nach am selbigen Abend in bedenklicher Weise gelichtet hatte und daß während des Waschtages ein Beutel von einem Gassenjungen wiederholt mit einem großen Defektorte auf Besuch kam, ersuhr die gute Frau freilich erst nach einer Woche, als der redliche Hausmeister das Sperriedel verlange u. bei einem freundlich dargebotenen Glase Wein geschwätzt wurde. Da stellte es sich allerdings auch heraus, es sei der Kessel bei Weitem nicht so geföhlig, wie die Wabi vorgegeben hatte, um wiederholt frischen Zusatz zu erlangen.

Dafür aber brachte die Wabi auch etwas mit... warum sollte sie denn nicht die Hemden ihrer eigenen Familie mit durch die Lauge laufen lassen? Das ging tatsächlich in einem Aufwachen!

Es war noch nicht 7 Uhr, da schrie das stämmige Weib aus dem Hofraum zum Kundenfenster des zweiten Stockwerks hinauf: „Gnäd' Frau, was ist's denn mit mei'n Fröhlichd?“

Das Fenster öffnete sich, und die Gnäd' Frau, noch im Morgen-gewande, rief hinauf, es möge sich die Frau Wabi noch ein wenig gedulden, die Bedienerin komme erst um halb acht Uhr, oder sie möge herauf kommen, wenn sie's gar so eilig habe.

„A no“, schrie die Wabi, „das gibt's nit, daß i den ganzen Tag die Stiegen auf- und ablauf! I bin zum Wasche aufg'nommen und mit zum Stiegensteigen... da muß die Gnädige schon selber ihre Füß'n anstrengen... i muß mei' Ordnung haben... um Sieben muß der Kaffee da sein!“

Schrie's und schlug die Türe der Waschküche hinter sich zu, daß es krachte. Völlig verzagt und erötend schloß die gute Frau Rosa den Flügel; denn es zeigten sich in allen Fenstern schadenfrohe und spöttlich lächelnde Dienstmädchen-Gesichter, die ihre Freude darüber, daß wieder eine Gnädige ihren Herrn gefunden, nicht verbergen konnten.

Und so trug sie das Fröhlichd selber hinab, und also hatte die Wabi Gelegenheit, dem „jungen Ding“ zu bedeuten, was man einer ordentlichen Wäscherin schulde.

„Wissen S', gnäd' Frau“, war der Schluß der langen Rede, „i komm in zu vielen Häusern herum, als daß i mit nach allen den Gnädigen mit allen ihren Capricen richten könnt; alsdann müssen sich die Gnädigen einfach nach mir richten, wenn b' freundschaftl' dauern soll! Und...“ daß i's sag', zum Kaffee gebührt mir jedesmal ein Stampler Schnaps und drei Semmeln, aber keine Schusterlabin, und zum Gabel-frühstück bitt i mir an Schinken und ein Glas Wein aus... zu der Arbeit muß der Mensch sei Kraft haben!“

Mit dem Brager Schinken war die Wabi richtig zufrieden, wenigstens stocherte sie nicht allzulange daran herum; am vollen Glase aber nippte sie nur ein bißchen, spuckte aus und sagte:

„Hui Teufel, so an elenbigen Heurigen vertrag i nit, der tät mir den Herzweim aufstrecken, daß i acht Tag la Ruh nit hätt! Ich bin den Alten gewohnt vom Zagerwirt

über der Gassen, den Sechzehner, das ist ein Tropfen, der riegelets Blut auf... Wenn die Gnädige nit selber gehen will, kann sie die Hausmeisterin schicken, schadet ihr auch nit, wenn sie a Trinfgeld macht.“

So mußte denn auch die Hausmeisterin das bißchen schickte sich die junge Frau an, ein recht schmackhaftes und schickes Mittagessen zu bereiten, um die stämmige Dame nur ja gewiß zufriedeu zu stellen.

Also wand sie die Kettel an ihren weichen Armen bis über die Schultern des Ellenbogens und schürte das Feuer und waltete mit „zührender“ Geschäftigkeit am blauen gekehrten Tische und am reinlichen Herde, und wie der liebe Karl heimkam, da schupperte er bereits auf der Stiege gar ver-gütlich, war's ja sein Leibgericht, das so herrlich duftete... Knödel und Gekochtes und würziges Saucerkraut!

Und pünktlich war Frau Rosa auch — weil die Wabi ihre Ordnung haben mußte. Mit dem Abend-lage Zwölf stand das Essen bereit, nochmal so viel, als die Herrschaften zusammen erhielten, und die Wabi bemühte sich sogar, indeh ihr Zaage das Feuer und die Kohlen behütete, eigenhändig die Stiege herauf.

Die Wabi aber kam doch nicht ganz allein. An ihrem rechten Arm hing ein geräumiger Korb, in dem sich ein tiefer Hairen und ein weißes Neudel und wie sie das Essen auf dem städtischen erblickte, hub sie zu jammern an:

„D mei, o mei, was hat jetzt die Gnädige wieder angestellt! A g'lechte Suppen mit an g'rollten Gerstl, das vertragen mei'n Magen absolut nit, und 's Gekochte und 's Kraut schon gar nit! So junge Frauen, die nichts zu tun haben, die wissen rein nit, was der Magen von unfer ein'm Leiden muß, wegen der verschiedenen Kost in den Häusern her-herum. Ra... i bin ja gewiß nit heftig, aber da muß ich schon um was anderes bitten, das bin i meinen guten G'wand schuldig!“

Und indeh sie so jammerte, goh sie die Suppe ins tiefe Hairen ihres Korbes und die übrigen Speisen leerte sie ins weite Neudel; es sei das allweil Brauch bei den Wäscherinnen, die daheim hungrige Schnäbel hätten, und so müsse sich halt die Gnädige in ihre Ordnung schicken... oder wir haben ausg'redt mit-einander!“

Frau Rosa war der Verzweiflung nahe; die Küche hing sich an zu drehen, daß sie sich am Rande des Herdes festhalten mußte.

Aber was hätte es geholfen, wenn sie dem selbstherrlichen Weibe nach Gebühr den Text gelesen hätte? „A... dann hätte die „gekochte“ Wäscherin einfach ihren Lohn gefordert und die halb vollende Arbeit ihrem Schicksale überlassen.“

Also sah Frau Rosa die magenleidende Dame mit Handlächeln an und die Wabi meinte begütigt: „Alsdann... ich will weiter ka Ung'legenheit machen... Lassen S' mir a gu't Sappel aus'm Wirtshaus herüberholen und schlaffen S' mir a Ei drein, nachdem braten S' mir a Schmelz schön mach, und... Compott haben S' eh da auf'm Speisetisch... machen S' halt a Glas auf... alles was recht ist!“

So geschah's, und einstweilen war der Friede im Hause.

Als die Bedienerin kam, um das Geschicht abzuwaschen, ging der liebe Karl ausnahmsweise ins Kaffeehaus und die junge Frau, die es als Mädchen nicht verschmäht hatte, bei allen häuslichen Arbeiten Hand anzulegen, entschloß sich, der sonstigen Wabi etliche Stunden Gesellschaft zu leisten und das Wort zu fördern.

Als sie aber in den Waschtrog griff, geriet das Weib völlig aus dem „Hüsel“.

„Gengen S' nur gleich wieder und schauen S', daß S' 'naufkommen“, surte sie, „das könnt i noch brauchen, daß mir die Gnädigen ins Handwerk pflücken! Wenn S' an Maler im Haus haben, dürfen S' dann nach dem Pinsel greifen und mitmalen, und wenn S' an Schuster haben, dürfen S' dann mit'schustern... ha? So ist's Wäschen mei' Handweck und wie's

i mach, muß es recht sein und waschen tu i allein!“

Leider konnte aber die Wabi doch nicht verhindern, daß die junge Frau ein farbiges Niesenhemd er-wandte, das mehr Flecken aufwies, als der Schaltmonat Tage hat und durchaus nicht Eigentum ihres Mannes sein konnte und ein zerrissenes Knabenhemd, das Frau Rosa, nunmehr recht neuartig, aus der braunen Schaumflut zog, daß sie gewiß auch nicht in eine vor wenigen Wochen gegründete Familie.

„Ja, was soll dem das heißen?“ fragte sie, vor Erregung zitternd, die Wabi und hielt ihr die zwei Fremdlinge unter die Nase.

Aber was eine echte Wäscherin ist, das hat daar auf den Zähnen und kommt nie und nimmer aus der Fassung.

„Was das heißen soll... na... mei' Wäschtoll's heißen und die von mei'm Mann und die von mei'n Väter! Oder... meint die Gnädige leicht, daß wir 's ganze Jahr aller Ung'wässer herumschaffen sollen? Sie müssen wohl noch recht a blutjunge Frau sein, wenn S' nit amal 's Wäschtoll' kennen! das ist a walt's Volkrecht, daß a Wäscherin ihr' Sach mitwählt, und Sie, das sag' i Ihnen, bringen ka neue Mod' auf und wenn S' Ihna hundertmal auf'n glühenden Herd stellen und Wolter tanzen!“

Frau Rosa hatte keine Lust, den angebotenen Tanz zu versuchen; sie fühlte nur ein Verlangen, die Dame möglichst bald auf die allmögliche Weise fortzubringen.

Also erkundigte sie sich höflich, bis wann Frau Wabi fertig zu werden gedachte und was sie zu speisen wänche.

„Wann? Na, ans nach dem andern! Heut' mach i wohl noch die „Karbide“ fertig, dann komm i zum Essen; — mit an'n Kostbraten und an'n Krug'l Bils wor i wohl 's freiden. Was morgen...“

„Morgen?“

„Freit!, morgen... a ordentliche Wäschtoll' will ihr Zeit hab'n... morgen wird dann halt „blaut“ und „g'schwanz“, na, und 's Aufhängen ist eigentlich Ihnere Sach! I hab' mei' Kätz nit a 'sohlen, daß i Ihna zwanz'g Mal auf'n Dachboden laufen könnt!“

Die gute Frau Rosa bekam in selbiger Nacht ein Fieber und tags darauf lag sie mit verbundenem Kopf auf dem Dwan, ein wahres Zimmerbild. Ihr Karl aber machte in seiner Kanzlei vor lauter Angst eine Dummheit um die andere.

Auf daß aber der Wäsche doch ihr Recht werde und sie nach Gebühr an die Leine komme, wurden der Wabi Hülfsstruppen gestellt; die Bedienerin und die Hausmeisterin. Diese drei Grazien tummelten sich denn auch demnach, daß sie um zwölf Uhr mittags richtig sit und fertig waren. Das Essen für vier Leute — der Rosa war der Appetit völlig vergangen — holte die Bedienerin vom Zagerwirt, der den guten Wein hatte, und die Auszahlung nahm der Karl vor.

„Welt Karl“, sagte die Rosa mit schwacher Stimme, „das nächste Mal geben wir die Wäsche aus dem Hause, und wenn sie in zwei Jahren wie Zunder wird.“

„Gewiß, Hexeler!“ sagte beruhigend der heulende Karl. „Dein Wille geltehe wie im Himmel also auch auf Erden!“

Advertisement for Karl Schulz Bäckerei, including contact information and a list of products like daily bread, cakes, and pastries.